

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

27.2.1921 (No. 9)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 9



27. Febr. 1921

E. Ungerer / Die freideutsche Jugendbewegung.

Die gestrengen Sittenhüter der „guten“ Gesellschaft erheben die Arme anklagend und warnend zum Himmel, wenn von „freideutscher Jugend“ die Rede ist. Den braven Müttern klingt's nach Mätulungsverletzung und Aufruhrgeißt, und ein Nüchtern von Ueberspanntheit und selbst von Sittenlosigkeit weht um den Namen. Nicht überall wird gleich philistinerhaft und ängstlich über die so kernig bezeichnete Bewegung geurteilt wie in der Enge der Kreise, die sich als die berufenen Vertreter des echt bürgerlichen fühlen und dabei freilich gute Bitterung für eine sie bedrohende Gefahr zeigen: für die Verachtung des bloßen Fortkommens. Wer gegenüber feuriger Verteidigung und absprechender Kritik der freideutschen Jugendbewegung ein sicheres Urteil gewinnen will, wird vor allem wissen müssen, was darunter eigentlich verstanden wird. Das bedeutet aber Kenntnis der Geschichte dieser Bewegung, deren Wurzeln bis in das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts zurückreichen.

Die beste Gelegenheit dazu bietet die sachliche Darstellung des Wiesener Philosophieprofessors H. Messer, die dieses Jahr in dritter erweiterter Auflage in dem bekannten „Pädagogischen Magazin“ erschienen ist.¹⁾ Als leidenschaftslosere Ergänzung wird sie auch dem willkommen sein, der die Geschichte der freideutschen Bewegung aus der Feder jüngerer Mitbeteiligter kennt.

Das kleine Heft verfolgt die freideutsche Bewegung von ihren Anfängen bis in die jüngste Zeit. Wir sehen da, wie im offenen Widerspruch zu dem Aneignung der Schüler- und Studentenverbindungen ein Streben zu kräftiger gefunder Lebensgestaltung erstand, das sich zunächst in der Lust an ungebundenem Wandern, in der Freude am Lied, in der Sehnsucht nach einem reinen und freien Leben äußerte. Da entstanden überall Ortsgruppen des „Wandervogels“ und anderer Vereinigungen wie etwa des „Hamburger Wandervereins“, aus dem später der „Bund deutscher Wanderer“ wurde. Die an Mittelschulen einsetzende Bewegung wurde durch ihre Jünger bald an die Hochschulen getragen: die „Akademische Freischar“, in Göttingen gegründet, die Marburger „Akademische Vereinigung“ verdankten Wandervögeln (im engeren oder weiteren Sinne) ihren Ursprung, den „Bund abstinenten Studenten“ beeinflussten sie stark.

Die eigentliche Geburtsstunde der freideutschen Bewegung ist der „erste freideutsche Jugendtag“ auf dem Hohen Meißner bei Kassel (am 11. und 12. Oktober 1913), ein vaterländisches Erinnerungsfest der Jugend, dessen Flammen aber stärker noch in Gegenwart und Zukunft als in die Vergangenheit leuchteten. Das tiefe Erlebnis dieser Feier barg in sich die Erkenntnis des Weges: der gemeinsamen Arbeit der Jugend an einer neuen Lebensform, zugleich aber auch das Bewußtsein der Un-

klarheit des Zieles. Aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit Aller, die ihre Jugend als heilige Aufgabe empfanden, war in vielen jungen Menschen erwacht. Diese Gemeinsamkeit sollte nun die mannigfachen und vereinzeltten Bewegungen in eine einzige, kraftvolle zusammenschweißen. Sollte die „Freischar“ wurde mit der Vorbereitung der Einigung beauftragt. Aber schon in der bald eintretenden Notwendigkeit, Angriffe von außen abzuwehren, ergaben sich starke Unterschiede in der Entschiedenheit der Kampfweise. Die Gegner (namentlich aus der Zentrumspartei) sahen in der Unterwerfung unter die Autorität die einzige oder doch erste Tugend junger Menschen. Gab es hier Möglichkeiten der Vermittlung? Die Anhänger sagten: „Wir wollen ja nicht alle Götter stürzen.“ Die Stürmlischen: „Hört ihr das alle Lied vom Zwang?“ — Schärfer noch trat offene Spaltung auf dem ersten Vertretertag der freideutschen Jugend zu Marburg a. d. L. (am 7. und 8. März 1914) hervor. Weil Freiheit gegenüber einzelnen Reformzielen bestehen und weder der Kampf gegen den Alkohol noch für ein neues besonderes Erziehungsinstitut oder für soziale Sonderaufgaben für Alle bestimmend sein sollte, wurden Zweckverbände ausgeschlossen. Die weitere Forderung, die Jugend wolle hier unter sich sein, eigene, junge Wege suchen, nicht in einer Jugendbewegung vom Alter sich leiten lassen, führten zum Kampf um die Person Winklers, der selbst von seiner Notwendigkeit als zielebender Führer fest überzeugt war. Zu Beginn des Weltkrieges standen in der freideutschen Jugendbewegung ein rechter und ein linker Flügel (sener unter Knud Hübner, dieser unter Winkler) in offenem Streit, der in der Form die Kritik an den „Alten“ zuweisen noch übertraf. Der Krieg brachte rege Entfaltung freideutschen Lebens. Zeitschriften, Jugendtage, eine „freideutsche Woche“ vermittelten den Zusammenhang und schufen den Drang zu erneuter Einigung. Die „Ausdrache freideutscher Führer“ am 3. Oktober 1917 auf dem Solling und der „Freideutsche Führertag“ am Karfreitag 1918 in Nürnberg schienen dieses Ziel verwirklicht zu haben; eine „Stiftungs-urkunde“ wurde angenommen, ein Führerrat sollte berufen werden. Da brachte die Umwälzung vom November 1918 neue Schwierigkeiten. Der Mensch unerhörten geschichtlichen Geschehens mußte jugendlich radikal gesinnte Menschen am stärksten erfassen, zum Für oder Wider zwingen. Dadurch wurde die Bewegung teilweise politisiert. Das Bekenntnis zum Sozialismus auf der einen, die Alleinbetonung des völkischen Gedankens auf der anderen Seite schufen wachsende Spannungen. Die Erziehungsfrage wurde in ihrer Schwere neu beariffen. Neue Bewegungen gingen neben der freideutschen einher: die „proletarische Jugendbewegung“ und die „entschiedene Jugendbewegung“, die mit leidenschaftlich herausfordernder Gebärde den „Erwachsenen“ den Krieg ankündigten. Der Führertag zu Jena in der Osterwoche 1919 (12.—17. April) offenbarte zwar eine erstaunliche innere Mannigfaltigkeit der freideutschen Bewegung, einen „überquellenden Reichtum an Sehnsüchten, Strebungen Hoffnungen und Ueberzeugungen“, zugleich aber auch die Schwierigkeit einer Einigung. Der Plan zu einer gemeinsamen Organisation wurde in Jena aufgegeben. So bedeutete

¹⁾ Prof. Dr. H. Messer, Siehen, Die freideutsche Jugendbewegung (3te Verlanf von 1913—1919). Dr. Manns Pädagogisches Archiv. Heft 597. Philosophische und pädagogische Schriften, herausgegeben von H. Messer. Heft 1. Langensalza 1920. 88 Seiten. Preis 2.60 Mk. und Aufschläge.

an der Schwelle des Jahres 1920 „freideutsch“ einen Namen für die Gemeinsamkeit jugendlicher Hoffnungen, aber nicht für gemeinsames Streben nach ihrer Erfüllung, für suchende Lebendigkeit, aber nicht für einheitliches Ziel, für eine Bewegung, aber für keine sie tragende Organisation. Sowohl die weitere Bewegung seit Abschluss des Buches sich überblicken läßt, ist noch wenig Aussicht vorhanden, daß sie so rasch dem zu Anfang erreichten Höhepunkt sich wieder nähern wird. Auch scheint ja die Entwicklung der heutigen Studentenschaft vorwiegend in anderer Richtung vor sich zu gehen.

Aber nicht nur den Weg der äußeren Geschichte der freideutschen Jugendbewegung, wie ich ihn hier kurz verfolgt habe, führt uns Messer in seiner inhaltreichen Schrift. Die ganze Fülle der Probleme wird aufgezeigt, mit der jene Bewegung ringt. Nicht nur die im engeren Sinne „philosophischen“, die ihm am nächsten liegen mußten: die religiösen Ahnungen, Sehnsüchte, Erlebnisse, die innige Hingabe an die Kunst, das allühnende Streben nach sozialer Neuordnung, nach Neugestaltung der Erziehung, nach Verinnerlichung des Lebens; sie alle kommen zu Wort. Das Meißner-Fest von 1914 mit seiner zielweisenden Formel: „die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten“, die Jenaer Tagung von 1919 mit ihrer Heerschau der geistigen Strömungen der Gegenwart, ausgiebig verteilte Aufsätze aus den führenden Zeitschriften, wie der „Freideutschen Jugend“, dem „Zwiespruch“, auch der „Zeit“ und noch anderen liefern den Stoff zu dieser von Messer umrissenen „inneren Geschichte“ der freideutschen Bewegung.

Hier wie dort bewahrt es die sichere Sachlichkeit und Unbefangenheit des echten Geschichtsschreibers, untersucht er mit der Gründlichkeit des Philosophen und mit seiner Freude am Bergsteigen, am Aufheben dunkler Zusammenhänge und läßt doch nie die warme Teilnahme des verständnisvollen Freundes einer lebendigen und tatfrohen Jugend vermissen.

Karl Obser / Das Lutherbildnis in der Karlsruher Kunsthalle.

Die Besucher der Karlsruher Kunsthalle kennen das lebensgroße Brustbild, das Luther im Sterbenden auf dem Totenbette darstellt. In dem Kataloge (7. Aufl. S. 51 Nr. 121) wird es als eine Arbeit aus der Werkstatt Lukas Cranachs d. Ä. und als Wiederholung eines Gemäldes, das die Leipziger Universitätsbibliothek besitzt, bezeichnet. Als Schöpfer des letzteren, das Hans Preuß in seiner Schrift über „Lutherbildnisse“ (2. Aufl. S. 13) als „ganz wertlos“ charakterisiert, ist Lukas Fortenagel nachgewiesen. Einer der besten Kenner der Lutherbildnisse, Prof. G. Stuhlfauth in Berlin, der mit einer erschöpfenden Monographie des Reformators beschäftigt ist, hat mir nun vor einiger Zeit die Frage vorgelegt, woher das Karlsruher Bild wohl stamme. Am nächsten lag die Annahme, daß es von der protestantischen Durlacher Linie des badischen Fürstenhauses einst erworben worden sei. Ihr gesamter Kunstbesitz war in den unruhigen Zeitläuften des 18. Jahrhunderts im markgräflichen Palais zu Basel geborgen. Aber in den ältesten Inventarien der Basler Gemäldesammlung aus den Jahren 1736 und 1763 begegnet nur ein Lutherbildnis, das, wie folgt, beschrieben wird: Nr. 245 „Doctor Luther mit einem Schreibzeug und etlichen Büchern“. Das Gegenstück bildete Nr. 249 „Philipp Melanchthon mit verschiedenen Blumen und Büchern“. Eine Identifizierung mit der Karlsruher Darstellung ist somit ausgeschlossen. Auch unter dem Gemäldebesitz der katholischen Baden-Badischen Linie, der im Rastatter Schlosse verwahrt wurde, befand sich nach einem Inventar von 1772 (Zimmer 68 Nr. 39) „ein großes Gemäld, worauf der Dr. Luther und die Catharina, sein Eheweib, in Bruststück gemahlt“. Von einer Identität kann ebensowenig die Rede sein. Das Gleiche gilt auch von einem Gemälde, das aus bischöflich konstanziem Besitze 1803 mit 16 anderen von Meersburg nach Rastatt kam und dessen Beschreibung nach einem Verzeichnisse (Akten Staatserwerb, Konstanz, Fasc. 3) also lautet: „Martin Luther und Catharina. Alte Arbeit auf Holz, ohne Rahmen hoch 1 Fuß 9 Zoll, weit 1 Fuß 4 Zoll“. Unter den zahlreichen Erwerbungen, mit denen die kunstsinige Markgräfin Karoline Luise den Grundstock zu der Karlsruher Galerie legte, ist das Porträt ebensowenig zu ermitteln. Aus älteren badischem Hausbesitz kann es demnach nicht stammen, und es ist, wie ich hinzusetze, auch unter

den Beständen der in den Jahren 1803—06 dem badischen Staate zugefallenen Kunstwerke nicht nachweisbar. Es kann sich mithin nur um einen Zuwachs aus späterer Zeit handeln. Eine Spur wies nach Heidelberg. Nach einer Tradition, die sich in der Familie des Verlagsbuchhändlers Winter erhalten hat, soll der Heidelberger Bürgermeister Winter, Großvater des heutigen Inhabers der Firma, das Bildnis aus seiner verschiedene Gemälde der älteren deutschen Schule enthaltenden Kunstsammlung nach Karlsruhe abgegeben haben. Die Sage entbehrt indes jeder Begründung. Es ist, wie die Akten ergeben, wohl richtig, daß Christian Friedrich Winter 1819 dem badischen Staat einen Teil seines Gemäldebesitzes zum Kauf angeboten hat. Allein es war dabei weder von einem Lutherbild die Rede, noch ist es überhaupt zu einem Ankauf gekommen, wiewohl der Staatsminister v. Berstett dazu riet.

In dem ersten handschriftlichen Katalog der Karlsruher Gemäldesammlung von 1823 erscheint das Lutherporträt noch nicht; zum erstenmal findet es sich in dem von Galeriedirektor Frommel verfaßten „Verzeichniß der Kunstgegenstände in der Gr. Kunsthalle zu Karlsruhe“, dessen erste Auflage 1847 ausgegeben wurde (Nr. 178). Zwischen 1823 und 1847 mußte die Erwerbung erfolgt sein; alles Weitere blieb vorläufig noch im Dunkeln.

Ein glücklicher Zufall brachte, wie so manchemal, in jüngster Zeit die Lösung. Während ich zu einem anderen Zwecke die Rechnungen der Größh. Handkasse vom Jahre 1842 durchblätterte, stieß ich auf den folgenden Vermerk, der alle Zweifel beseitigte: „Für ein von Biesching (bekannte Kunsthandlung) in Stuttgart erkaufte Gemälde „Martin Luther“ von Lukas Cranach 2006 fl. 40“. Der Ankauf für Großherzog Leopold erfolgte laut Beilage am 6. Februar. Diese Feststellungen über die Herkunft unseres Karlsruher Lutherbildnisses waren für Prof. Stuhlfauth, wie er mir schreibt, „außerordentlich wertvoll“, denn sie machten eine in bestimmter Richtung längst gehegte Vermutung zur Gewißheit. Wir wollen ihm nicht vorgreifen und beschränken uns darauf, im voraus auf das von ihm in Aussicht gestellte Werk hinzuweisen, dessen Erscheinen durch die schwierigen Verhältnisse auf dem Büchermarkte hoffentlich nicht lange mehr verzögert wird.

Walter Meter / Aus Karlsruhe früheren Tagen.

Aus dem Tagebuch eines alten Karlsruhers.

Wenn die Gegenwart sich um dich legt wie Nebelschwaden, kalt und feucht und grau, daß es dich fröstelt und den Blick dir trübt vor dem, was vor dir liegt, dann ist es zuweilen gut, nach rückwärts zu schauen, in die Vergangenheit. In die Geschichte. Nicht als ob da bessere Zeiten gewesen wären; denn es hat noch nie schlechte Zeiten gegeben; sondern weil alle Leidenschaft, wenn erst einmal die Zeit ihre Patina um sie gelegt hat, das verliert, was edel war an ihr und spitz.

Im Generallandesarchiv. Wie lange ich wohl schon hier sitze? Drei Tage, drei Monate? Ich weiß es nicht. Wenn einem der Blick in Jahrhunderte zurückleitet, dann hört er auf, nach dem Abreißkalender zu schauen.

Im Herumsuchen unter vergilbten Handschriften alter Martgrafen, Großherzöge, Minister, Gesandten, unter alten Protokollsammlungen, unter alten Korrespondenzen fiel mir von ungefähr ein handschriftliches Tagebuch in die Finger:

„Eduard Külle: Aus meinem Leben 1810—1849 und 1849—1854.“

Mechanisch blätterte ich darin herum. Und nur der eine Gedanke trat beim anfänglichen Herumblättern an mich heran: das ist eigentlich der erste Einblick, den ich hier in diesem reichen Archiv in das werktätig bürgerliche Leben der unmittelbar hinter uns liegenden Zeit erhalte. Regierungserlasse, Malefizprotokolle, Hezenprozesse, Ministerweisheiten, soviel du haben willst. Külle's Zeiten heimelten mich an; als habe man in dichtem Gewühle einer fremd-fernen Stadt ganz plötzlich heimische Laute vernommen.

Als Külle das Buch schrieb, war er, wie Betrachtungen und Vergleichen zu entnehmen ist, in hohem Alter. Aber er war geistig frisch; von einer abgeklärten Beschaulichkeit. Das zeigt schon die Handschrift. Hofreue bis in das Rückenmark, wie einem braven Residenzler es geziemt; aber doch wiederum zu sehr Kaufmann und in der Welt herumgekommen, als daß ihn sein geistiger Auftrieb nur vom Durlacher- bis zum Mühlburger Tor getragen hätte. Kein diffiziler, querulirender Greis, bei dem jeder Satz mit den Worten anhebt: „Ja, ja, zu meiner Zeit!“

Diese wunderbare Beschaulichkeit. Damals hatten die Menschen gar manches nicht, was uns heute als selbstverständlicher Besitz gilt; aber eines hatten sie und hatten uns voraus: Zeit. Und der Zeit schönstes Kind, es heißt: Beschaulichkeit. Manchmal lugt durch das breite Gewölbe gewissenhaften Chronistenones ein Strahl gemüthlichen Humors. Tänzeln und tändeln wie ein Engelkind von Hans Thoma. So gleich am Anfang:

Also im Jahre 1810 ward unser Erzähler geboren. Natürlich in Karlsruhe. Damit war er erodlich belastet. Sein Pate war der Rat Sachs, Leibarzt des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Carl. Nach ihm sollte Külle Gottlieb heißen. So wollte es der Pate. Aber die Mutter entsetzte sich ob dieses gräßlichen Namens, und der gute Rat gab nach. Eduard Gottlieb, so lautete das Kompromiß zwischen Mutter und Paten.

Schön. Die Taufe war beim Leibarzt. In seinem Prunzzimmer. Carl, der, ehe ihn die schleichende Krankheit angefallen hatte, ein gar leutseliger Herr war, kam manchmal auf einen Sprung zu seinem Leibarzt herauf. Wie nun die ganze Taufgesellschaft vergnügt beim Schmause saß, kam das Mädchen atemlos hereingestürzt, der Erbprinz komme, seine hochfürstlichen Gnaden seien schon auf der Treppe. Sollte man den Erbprinzen in das Arbeitszimmer führen oder ins Prunzzimmer unter diese gemischte Gesellschaft? Carl überschaute sofort die Situation und renkte sie lächelnd ein. Wenn er nun doch einmal da sei, dann wolle er auch den Täufling sehen. Der aber brüllte ganz fürchterlich — er hatte, obwohl geborener Karlsruher, offenbar nicht erkannt, wer vor ihm stand — so daß die Mutter in ihrem Entsetzen der Amme Zeichen machte, sie möge doch den „Schlozer“ bringen. Also die Amme brachte den Schlozer und der kleine Schreihals nahm vor diesem Schlozer mehr Rastion an wie vor dem lächelnden Erbprinzen. Bald schlief er ein. Der Schmaus ging weiter. Der Bub schlief. Man brach auf. Der Bub schlief. Man war zu Hause, und programmäßig hätte es bei dem Säugling schon längst zu Diner gongen müssen: der Bub schlief. Da wurde die Mutter ängstlich und wandte sich an den Rat. Der hielt sich aber nicht für genügend kompetent; also wandte sich der Leibarzt Sachs an den Leibarzt Jandt. Der beschaute sich die Versicherung und konstatierte dann lächelnd: „Die Sache hat nichts zu bedeuten, der Bub ist einfach befallen.“

Die Amme hatte in ihrer Verdortheit ob des Erbprinzen Anwesenheit, als sie den Schlozer in das Zuckerschälchen tunkte, statt Wasser Kirchwasser darüber gegossen. Und daran hatte der Bub die ganze Zeit lustig geklozt.

Külle sagt aber, es sei der einzige Raufsch in seinem Leben gewesen. Gott ja, aber mit dem hat er zeitig angefangen.

Doch in dem Nachfolgenden, das von den Theaterverhältnissen in den 40er Jahren und dem großen Theaterbrand handelt, möge das Tagebuch sprechen; es ist eine der bestbeschriebenen Stellen und der Niederschlag unmittelbarer Erlebnisse:

„Einer der schmerzlichsten und traurigsten Unglücksfälle, welcher die Stadt Karlsruhe betraf, war der Brand des Groß-Hoftheaters.“

Ehe ich auf die furchtbare Katastrophe selbst eingehe, will ich die Zustände unseres damaligen Theaters in allgemeinen Umrissen kurz andeuten. Das Haus war von Weinbrenner erbaut, die Akustik ausgezeichnet. Die Bühne war derart geräumig, daß bei großen Opern und Schauspielen Züge gut formiert werden konnten und vortrefflich zur Geltung kamen. In Stücken, wie Ferdinand Cortez, Eugenotten u. dgl. konnte ein Zug Pferde bequem auf der Bühne manövrieren, was bei dem jetzigen Haus nicht der Fall ist. Es wird zwar vielfach behauptet, Tiere gehörten nicht aufs Theater, indem durch dieselbe nur Störung verurteilt würde. Allein Pferde stürzten immer noch auf der großen Bühne in Wien, Berlin, München, Paris, London usw. und machen in den Schauspielen und Opern gute Wirkung. Wenn man derartige Sachen geben will, muß man sie recht geben, oder lieber ganz weglassen. Das Parterre war nicht groß. Die drei Gallerien mit je einer Logenreihe hinter der ersten und zweiten Gallerie, war die ausgedehnteste. Das alte Haus faßte mehr Personen als das neue. Von jedem Platz aus konnte man die Bühne und den ganzen Zuschauerraum übersehen, was bei dem jetzigen Haus leider nicht der Fall ist. Es soll aber dem Erbauer, unserm berühmten Meister Hübsch, ein Vorwurf deshalb nicht gemacht werden, denn er mußte auf Wunsch des verstorbenen Großherzogs Leopold der Feuerficherheit vieles opfern. Ob letztere im Fall eines erneuten Brandunglücks, das der Himmel verhüten möge, sich bewähren wird, möchte ich bezweifeln. Die Gänge und Treppen sind zwar jetzt durchaus von Stein, also feuerfest. Erfahrungsgemäß entstehen aber bei Theaterbränden die Unglücksfälle dadurch, daß das Publikum das Haus nicht ruhig und besonnen verläßt, sondern in der Bestürzung ein Gedränge voranstellt, wodurch die Ausgänge verstopft werden. In sämtlichen Gallerien münden die Logentüren auf die Gänge, wodurch der Raum verengt wird, so daß, wenn das Haus gefüllt ist, beim Schluß des Stückes ein Gedränge in den Korridors entsteht und es ziemlich lange dauert, bis die letzten Personen das Haus verlassen können. Ich fürchte deshalb, daß bei einem erneuten Brandunglück auch im jetzigen Haus es trotz aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht ohne Unfälle abgehen wird. Das alte Theater war nicht ausgebaut. Es fehlte der Vorbau und das Portal. Die Treppen waren provisorisch nur von Holz, weil die Fonds zur Vollendung damals nicht reichten. Das Provisorium wurde aber leider beibehalten, bis das Haus durch Feuer niedergelegt wurde. Es kann aber deshalb auch den Meister Weinbrenner, der lange vor Zerstörung seines schönen Werkes das Bestliche gesegnet hat ein Vorwurf nicht treffen.

Was die Besetzung der Oper und des Schauspiels betrifft, so hatten wir in beiden große Verühmtheiten, neben welchen allerdings sehr untergeordnete Subjekte einhergingen. Die Einheit und Abgerundetheit der Darstellung, nach welcher mit Recht jetzt gestrebt wird, und welche Eduard Devrient zuerst bei uns zur Geltung gebracht hat, war damals weniger vorhanden als das Virtuositentum. Nach Eduard Devrient soll kein Künstler aus dem Rahmen heraustreten, und auch die Nebenrollen sollen tadellos besetzt sein. Das ganze Streben soll dahin gehen, die Intentionen des Dichters zur Geltung zu bringen, kein Einzelner soll aber auf Kosten des Ganzen sich hervortun wollen.

Als erster Tenor unserer Oper im alten Haus glänzte Haizinger, Naturalist zwar, aber begabt mit einer brillanten, ja, ich möchte sagen phänomenalen Stimme, wie ich seit seinem Abgang keine mehr gehört habe. Als zweiter Tenor funktionierte Sonthelm in seiner Blütezeit, welcher vor wenigen Jahren, schon hoch in die Sechzig, die Wiener und Berliner noch in Erstaunen gesetzt hat durch seine gewaltige Stimme. Daffert war Reichel, ein Nieme, aber schöner Mann, ausgerüstet mit einer riesigen, wohlgeculten Stimme von bedeutendem Umfang. Trotz seiner Größe hatte er elegante Tournaire und ein gewandtes, nobles Spiel. Der Baritonist Oberhofer, in seiner Blütezeit ausgezeichnete Opern- und Oratorienänger, zeigte dem Karlsruher Publikum noch vor wenigen Jahren, nachdem er seine Stimme schon fast ganz verloren hatte, was ein Mann,

der seine gründlichen Studien gemacht, d. h. ein wahrer Künstler, mit wenigen Ueberresten von Stimme noch zu leisten vermag. Primadonna war Frau Fischer, schöne, stattliche Frau mit einer grandiosen wohlklingenden Stimme. Wenn der Geist über sie kam, was ihr zuweilen passierte, war sie nicht allein groß im Gesang, sondern auch in der Darstellung. Als Koloratur-Sängerin brillierte die berühmte hübsche und elegante Anna Herr usw. Das Orchester war unter der bewährten Leitung des Altmeisters Strauß vortrefflich. Als Meyerbeer einmal einer Aufführung seines Robert hier anwohnte (Robert: Haizinger, Bertram: Reichel, Reinbean: Sonthheim, Alice: Frieda Fischer, Prinzessin: Anna Herr), war er ganz entzückt und äußerte: solche Stimmen werden sich nicht so leicht zum zweiten Male zusammensuchen. Ich hörte in Karlsruhe einmal die Hugenotten und fuhr den andern Tag nach Paris, wo sie in der großen Oper gleichfalls angekündigt waren. Ich dachte, das ist nun eine schöne Gelegenheit zu vergleichen, und ging hin. Wenn ich entscheiden müßte, welcher von beiden Vorstellungen ich die Palme zuerkennen sollte, so wäre ich in Verlegenheit, obgleich in Paris der berühmte Tenor Duprez und der ausgezeichnete Bassist Levaillant, für welchen Meyerbeer den Bertram und Robert geschrieben hat und alle damaligen Koryphäen der großen Oper mitwirkten.

Haizinger wirkte als erster Tenor am hiesigen Hoftheater 33 Jahre lang mit ungechwächter Kraft und war, als er von der Bühne zurücktrat, noch auf der Stimme. Ja, er wußte letztere so zu konservieren, daß er als 70jähriger Greis seine Lieblingslieder im Zimmer noch wunderschön sang. In ähnlicher Weise hat auch Sonthheim seine Stimme konserviert; derselbe singt heute noch. Wenn nun vielfach behauptet wird, die guten Stimmen seien seltener geworden, so kann ich das nur bedingungsweise unterschreiben. Die Menschen werden wohl heute noch so beschaffen sein, wie ehemals. Nicht die Menschen, sondern die Zeiten und Verhältnisse haben sich geändert. Wenn in der Tat jetzt ausdauernde Stimmen seltener sind, so liegt ein Teil der Schuld in der Art der neueren Kompositionen, namentlich der Zukunftsmusik. Es werden Anforderungen durch dieselbe an die menschliche Stimme gestellt, welche sie ruinieren. Als Sonthheim bei der Stuttgarter Hofbühne das Anführen gestellt wurde, Wagnerische Musik zu singen, weigerte er sich entschieden. Er wurde in einen Prozeß verwickelt. Er erklärte, er habe sich zum Singen und nicht zum Schreien engagieren lassen. Ob er mit diesem Plaidoyer obgefrenkt hat, weiß ich nicht. Eine weitere Ursache mag darin liegen, daß seit Erfindung des Dampfes und der Elektrizität unser Leben ein anderes, viel rascheres und aufreibendes geworden ist. Früher haben Individuen, welche sich der Bühne widmen wollten, umfassende gründliche Studien gemacht. Heutigen Tages geht alles mit Dampf. Wenn ein prächtiger Theaterdirektor irgendwo eine schöne Stimme entdeckt, so wird sie herangezogen. Es werden einige notdürftige Vorbereitungen gemacht und rasch einige Opern eingepaukt. Anfänglich entzückt die schöne Stimme, bald aber läßt sie nach, weil gründliche Studien nicht gemacht sind, weil man mit der Stimme nicht zu ökonomisieren, mit einem Wort, nicht zu singen versteht; oder wenn die eingepaukten Rollen wiederholt abgeleiert sind und man selbstständig weiter fortfahren soll, so zeigt sich, daß das Fundament, die gründliche Vorbildung, fehlt, und der neue Stern verfliehet ebenso rasch wieder, als er am Kunststimmeln meteorhaft aufgetaucht war. Daß es auch heute noch ehrenvolle Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich, allein Tatsache ist es, daß die sich bewährenden Sänger und Sängerinnen jetzt seltener sind, als früher.

Im Schauspiel unserer Hofbühne war es ebenso wie in der Oper, große Berühmtheiten neben Unbedeutendem. Es wurde eine gewisse Pietät beobachtet. Letztere Künstler, wenn sie sich nur sonst auf betruagen, was bei den meisten der Fall, wurden nicht beseitigt, auch wenn sie ihre Rollen nicht mehr genügend ausfüllen konnten.

Unter den Damen glänzte in erster Reihe die berühmte Haizinger, früher Amalie Neumann, welche in ganz Deutschland hoch gefeiert war. Sie war von der Natur reich ausgestattet mit großer Schönheit und eminenter Begabung. Ich stelle sie kühn an die Seite der Mars, welche ich im Jahre 1838 in Paris noch gesehen habe. Ihre Töchter: Louise, später Koryphäe am Wiener Burgtheater, nunmehrige Gräfin Schönfeldt; Adeline, eine Schönheit, wie die Mutter, aufgehender Stern, starb leider in der Mitte der Jahre. Marie Hermant, geb. v. Adelsheim, eine blendend schöne Erscheinung, von großer Begabung war Liebbling des Publikums. Frau Schönfeldt, jetzt am Stadttheater in Wien, wurde durch Eduard Devrient in die richtige Bahn geleitet und zu der berühmtesten Schauspielerinnen gemacht, welche sie geworden ist usw. usw.

Unter den Herren zeichneten sich aus: Carl Maier, Held und Gelbenvater, Weimar Liebhaber, Ed. Maier jun. Liebhaber und komische Rollen. Karl Devrient und Hase, Desbois und Demmer Charakterspieler, Obermeyer Komiker. Ferner aus der Pfälzischen Schule: Mayerhofer Vater, Hartenstein als Kalkinski unverwundlich, Labes groß in Molières Geizigem, als Hofmarschall Kall als Schloßvogt in Preziosa. Letztere, Realisten, ipse-

gelten die Natur mit einer Treue und Wahrheit wider, welche ihre Wirkung auf die Zuschauer nicht verfehlen konnte. Ihre komischen Rollen spielten sie mit einer Trockenheit und einem Ernst, welche der Täuschung keinen Eintrag taten. Sie machten es nicht wie viele Komiker heutigen Tages, welche das Beste vorweg weglassen und wenn sie etwas Drolliges zu sagen haben, ein Gesicht machen, als wollten sie das Publikum auffordern: Jetzt paßt auf, es kommt ein Witz! Labes, der komischste Komiker auf dem Theater, war außerhalb desselben außerordentlich ernst. Er hatte Neulichkeit im Charakter mit Raimund, er war Melancholiker. Er ging nie ins Theater, wenn er nicht beschäftigt war, sprach außerhalb des Theaters nie vom Theater, und selbst seinen besten Freunden ist es niemals gelungen, ihn zu bewegen, außerhalb des Theaters etwas zum Besten zu geben.

So ungefähr war die Beschaffenheit unseres Theaters, als die furchtbare Katastrophe eintrat.

Sonntag, den 28. Februar 1847, sollte die Zauberposse „Der artesische Brunnen“ gegeben werden. Es war kurz nach 5 Uhr, als mein Diener in der größten Aufregung ins Zimmer trat, wo ich mit einigen Herren, mit welchen ich später ins Theater gehen wollte, musizierte, und meldete, im Hoftheater sei ein Brand ausgebrochen. Es müsse furchtbar sein, denn der Marktplatz sei schon ganz mit schwarzem, dickem Rauch überzogen. Das Konzert war natürlich sofort aus. Ich warf in meiner Eigenschaft als Gemeinderat rasch meine rotsidene Schärpe über und begab mich an Ort und Stelle. Hier muß ich einhalten, daß es damals noch keine berufsmäßig eingetübte Feuerwehr gab. Die ganze waffenfähige Bürgerchaft war zum Feuerwehrdienst verpflichtet, in Rotten eingeteilt, deren Kommandanten die jeweiligen Gemeinderäte waren, gleichgültig, ob sie etwas von der Sache verstanden oder nicht. Das ganze wurde von dem jeweiligen Stadtdirektor und Oberbürgermeister geleitet. Das war nun allerdings eine sehr mangelhafte Einrichtung, an deren Stelle infolge des unglücklichen Theaterbrandes eine berufsmäßig eingetübte, trefflich ausgerüstete, freiwillige Feuerwehr getreten ist, welche sich bis auf den heutigen Tag ausgezeichnet bewährt und durch ihre Thätigkeit und Opferwilligkeit große Verdienste um Stadt und Land erworben hat. Ich achte an der Unglücksstätte ankom, war alles schon ein Feuermeer, und ich gewann die Ueberzeugung, daß an Rettung des Hauptgebäudes nicht mehr zu denken war. Ich will nun die entsetzlichen, schauerhaften Vorgänge jenes Unglückstages in chronologischer Reihenfolge schildern, wie sie sich später allmählig ergaben haben.

Gleich nach Eröffnung der Theaterkasse drängte sich eine Menge, meist dem Dienstboten- und Handwerkerstand angehörig, nach der dritten Galerie, welche dicht vollgepreßt gewesen sein soll. Auch das Parterre war besetzt. Dagegen die Sperrsitze, die erste Galerie und die Logen, 1. und 2. Rang, deren Plätze den Abonnenten gesichert sind, bei Ausbruch des Brandes noch leer. Nach 5 Uhr erfolgte das Anzünden der Gaslampen und Büfres. Ein Hofdiener mit einem Laternechen in der Hand, musterte, zur Hofloge hinausgehend, das anwesende Publikum und enifernte sich. Bald darauf verbreitete sich in der anstehenden Marksräthlichen Loge eine ungewöhnliche Helle. Im Parterre entstand Bewegung und es erscholl der Ruf: Feuer! Nach übereinstimmenden Zeugnisaussagen hatte beim Anzünden der Gaslampen, die unbegreiflicher Weise von der aus dünnen und lockeren Leinwandstoffen dekorierten Logenwand nur 5 Zoll entfernt angebracht war, die Draperie durch den Luftzug Feuer gefangen. Das letztere verbreitete sich mit Blitzschnelle, brelte Flammen schlugen zur Loge heraus, züngelten nach den Gemälen, mit Werk ausgestopften Leinwandplafond, der unter der massiven Decke auf einem Gerippe von Lattebänken befestigt war. Diese unglückseligen Verzerrungen rührten nicht von Weinbrenner her, sondern wurden erst im Jahre 1830 von einem Pariser, Namens Schlick, nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold angebracht. Das ganze war sofort ein Feuermeer. Alles ergriff die Flucht. In den von Feuer und Rauch noch verschonten Parterre, ebenso auf der 2. Galerie und anderen unten befindlichen Plätzen konnte sie ohne Hindernis erfolgen. Allein anders gestaltete sich die Lage auf der dritten Galerie. Hier entstand alsbald die größte Verwirrung. In wenigen Sekunden war der obere Raum des Theaters mit erschreckendem Qualme angefüllt. Von den angebrachten vier Ausgängen war seit Jahren aus Ubel angebrachter Sparsamkeit nur einer geöffnet. Diesem einzigen Ausgange stürzte die ganze Masse in wildem Gedränge zu und kletterte in Angst und Verzweiflung so fest ein, daß der Ausgang wie durch eine Mauer fest verschlossen war. Zurückgebliebene irrten auf der Galerie umher, sprangen von Bank zu Bank, um Rettung zu suchen. Andere stürzten sich durch die vier Stockwerke hohen Fenster in die Tiefe des Hofes. Wieder andere kletterten sich in die Aborte und riesen vergebens aus den Fenstern um Hilfe, weil keine der vorhandenen Leitern bis zum vierten Stockwerk reichte.

Pöblich hörte man einen Krach, eine Türe wurde eingeworfen. Der 27jährige Israelit Reutlinger rief: „Mir nach! Hier ist Rettung.“ Viele, denen der erstickende Rauch noch nicht die Bestimmung gerandt hatte, fanden hier Rettung. Eine Schild-

wache auf der dritten Galerie wirft Gewehr und Patronenfackel hinab und wagt den Sprung auf die zweite Galerie und kommt mit Wehr und Waffen glücklich hinaus. Andere springen in wilder Verzweiflung nach, aber hat den Ausgang auf der zweiten Galerie zu suchen, stürzen sie hinab ins Parterre und bleiben dort mit zerschmetterten Gliedern liegen, um einen jämmerlichen Tod in den Flammen zu finden. Personen in brennenden Kleidern sprangen auf den Galerien hin und her. Entsetzend erregend war das Schicksal eines Mannes, der mit dem Oberleib zu einem Fenster des vierten Stockes heranzuging, den Sprung in die Tiefe aber nicht vollführen konnte, weil er von den zu Boden liegenden Unglücksgefährten in der Angst der Verzweiflung an den Füßen festgehalten wurde. Mächtig züngelten die Flammen an seinem Körper hinauf. Daß von einer Spritze ein Wasserstrahl auf ihn gerichtet wurde, war nur eine Verlängerung seiner Leiden. Der Arme mußte in der Luft schwebend den langsamen Martiertod durch Feuer sterben. Später fiel sein Körper verkohlt in den Hof herab.

Eine Menge Menschen war vor dem Theater auf den Beinen, verzweifelt die Hände ringend, ohne Hilfe bringen zu können. Ich wollte einen Versuch wagen, vorzudringen. Ich kam durch den langen Gang in den Korridor bis auf den ersten Absatz der Holztreppe der dritten Galerie. Kein Rauch, aber eine ungeheure Hitze qualmte mir entgegen. Keinen Laut vernahm ich als das Knistern der Flammen. Ich rief aus Selbstkräften. Keine Antwort, es herrschte Totenstille. Die mit Gas geschwängerte heiße Luft verfehlte mir den Atem und machte mich schwindlich. Plötzlich vernahm ich ein furchtbares Krachen. Es war mir, als ob die Pfosten und Säulen wankten. Grauen erfaßte mich. Ich stürzte durch den langen Korridor zurück dem Ausgang zu, welcher momentan durch ein Verhängnis, welches man aus einem Seitenmagazin retten wollte, verperrt war. Ich rief aus Selbstkräften und schlug mit den Fäusten auf die Deforration los. Plötzlich ein Ruck und eine kleine Spalte öffnete sich, eine Hand faßte mich am Rocksaum und riß mich durch. Die Hand gehörte einem Mann in der Uniform eines gemeinen Soldaten, welcher rief: *Tonnerre de Dieu! dépêchez-vous!* Wie der Mann dazu kam, französisch zu sprechen, weiß ich nicht. Kaum war ich im Freien angekommen, stürzte der Dachstuhl und die Decke ein. Eine ungeheure Feuerensäule loderte zum Himmel empor. Torsos von verkohlten Menschen lagen herum. Die Größe der schauerlichen Katastrophe ließ sich erst des anderen Tages recht erkennen. Kummer und ängstliche Sorge über das Ausbleiben von Angehörigen oder Bekannten hatte am frühen Morgen eine Menge Menschen nach der Brandstätte getrieben. Welch ein Anblick! Im Hofe liegen Hüte, Stöcke, angebrannte Kleidungsstücke unter dem Chaos von Tischapparaten umher. Torsos und einzelne Glieder verbrannter Menschen werden jeden Augenblick aus dem Schutt hervorgezogen. Eine Menge Hausschlüssel und metallene Knöpfe werden gesammelt, von deren Eigentümern keine Spur mehr übrig ist. Zweihundsebenzig Menschen, Männer, Frauen (auch ein Dienstmädchen aus unserm Haus) und Kinder starben den entsetzlichen Feuertod. Mehrere Tage war man damit beschäftigt, die Ueberreste der Verunglückten aus dem rauchenden Schutt auszugraben und auf den Friedhof zu bringen.

Dem verstorbenen Gemeinderat Syren und mir wurde der traurige Auftrag vom Gemeinderat, bei Beerdigung der Opfer als Ordner und Trauermarschälle zu fungieren. Am 4. März 1847, abends 5 Uhr, fand dieselbe statt. Es war ein wahrhaft ergreifender Trauerzug. Schon vor 4 Uhr wurden alle Väden und Gewölbe in der Stadt abgeschlossen. Um 4½ Uhr ging der unübersehbare Zug vom Rathaus ab, wo die Verwandten der unglücklichen Opfer und die zahlreichen Teilnehmer an der Trauerfeierlichkeit sich versammelt hatten. Ernst und feierlich

bewegte sich der Kondukt unter dem Vorantritt der Trauermarschälle, die Musik, die Geistlichen des evangelischen, katholischen und israelitischen Glaubensbekenntnisses. Ihnen folgten die Verwandten der Verunglückten, die obersten Hof- und Militärchargen, die Minister, die Mitglieder der Staats- und städtischen Behörden und des Synagogenausschusses, die Mitglieder der verschiedenen Sängerbünde und die Innungen mit ihren Fahnen. An diese schlossen sich zahlreiche hiesige Einwohner und das gesamte Militär, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, soweit es nicht durch den Wachdienst zurückgehalten war. Eine außerordentliche Menschenmenge hatte sich auf beiden Seiten der Straße bis auf den Friedhof aufgestellt und begleitete lautlos, von Schmerz erfüllt, tränenden Auges den schweren Gang zum Grabe. Acht Särge mit den Ueberresten der Verunglückten standen vor der Friedhofskapelle. Sie wurden zu dem weiten Grabe gebracht, welches die Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse fortan gemeinschaftlich umschließen. Die Trauerreden hielten der verstorbenen evangelische Dekan Sachs, der verstorbenen katholische Dekan Gatz und der Bezirksrabbiner Wilschtaetter. Großherzog Leopold ließ den Verunglückten über ihrem Grabe ein prächtiges Denkmal setzen. Es besteht aus einem hohen Postament in Granit, welches die Namen derselben in Goldbuchstaben enthält, überragt von einem Engel mit der Friedenspalme, in carrarischem Marmor von Bildhauer Reich in Donauwörth vorzüglich ausgeführt. Das Ganze ist mit einem aufbelebten Gesäuber eingekleidet. Das Grab befindet sich auf dem alten Friedhof in der Nähe der allgemeinen Grubenhalle.

Eine große Lehre können wir aus dem furchtbaren Unglück ziehen. Die thörichten Menschen, welche sich des Glaubens wegen hassen und verfolgen sind durch dasselbe zur Duldbarkeit gezwungen worden. Die Gebeine von Juden und Christen, von Katholiken und Protestanten, vielleicht auch Heiden, liegen in einer Grube friedlich beisammen. Wen das verdriekt, der möge hingehen, die Knochen auslesen und sagen: das war ein Jude! das war ein Christ! das war ein Katholik! das war ein Protestant!

Im Generallandesarchiv? Wirklich? Nein, nein, in einer alten, gemütlichen Stube sitze ich. Auf einem breitausholenden grünen Sofa. Und neben mir sitzt Eduard Kölle. Wir schreiben 1850. Und auf dem Tische surrt die Lampe, summt der Kocher. Und allüberall in dem Zimmer, in welchem es nirgends eine tote Stelle gibt, klingt es wieder von der Geschichte, die mir vom Theaterbrand der soeben erzählt hat, der neben mir sitzt. Beschaulich lauschen wir dem Schweigen. Lauschen ihm nach, wie dem Rauschen eines Wundervogels, der uns zu Häupten dahingezogen ist.

Siebzig Jahre rückwärts. Ein winzig Sandkorn in Chronos' unermesslicher Sanduhr. Und doch. Und — doch! — — — „Was, schon sechs Uhr, Herr Sekretär? Ja, ja, ich weiß, da muß ich gehen.“

Kalt und feucht umfängt mich draußen der Februarabend in der Hildapromenade.

„Hallo, Walter, wir schreiben 1921.“
„Ja, ja, ich weiß. Wir schreiben 1921. Neunzehnhundert-einundzwanzig.“

Und doch war mir gewesen, als habe eben noch in einem gemütlichen Zimmer irgendwo in der schönen Stephanienstraße ein freundlich lächelnder Greis vom grünen Sofa her mir zugerufen: „Also, komm' bald wieder. Dann erzähle ich dir vielleicht noch einmal so eine kleine Geschichte: Aus Karlsruhe früheren Tagen.“

W. G. D e s t e r i n g / B a d i s c h e B ü c h e r s c h a n.

Nr. 28.

Nicht bloß in ankerbadischen Verlagen (was früher die Regel war) sondern auch in heimischen regt sich lebhafteres Interesse für die Werke unserer landsmännlichen Schriftsteller. Die in jeder Beziehung schöne und sorgfältig gemachte Ausgabe von Hebel's Briefen an Gustave Fecht liefert dafür einen Beweis (Karlsruhe, C. F. Müller; 15 Mk.). Das Buch ist bei allen Hebel-Freunden willkommen geheißen worden, sowohl seines Hauptinhalts wegen, der die über 100 Briefe Hebel's zum ersten Mal vollständig veröffentlicht, als wegen der klugen Einleitung des Herausgebers Dr. Wilh. Zentner, welche die Hand des sachkundigen Literaturhistorikers, sowie des psychologisch eindringenden und gewandten Schriftstellers verrät. Die Originale der Briefe hatte vor etwa 40 Jahren Großherzog Friedrich von dem damaligen Besitzer gekauft und sie dem badischen General-Landesarchiv zur Verwahrung übergeben. Man kannte bisher nur etwa ein Viertel des ganzen Bestandes und legt jetzt mit Behagen und Anteilnahme diese Zeugnisse eines teuren Menschen aus vergangener Zeit. — Seit

Hebel ist mancher Vers in alemannischem Dialekt geschrieben worden, aber die wenigsten haben es mit ihrem Vorbild an Bodenständigkeit und poetischem Wert aufnehmen können. Zu den guten Ausnahmen gehört Karl Berner in Freiburg, der seine Gedichte und heiteren Erzählungen in alemannischer Mundart soeben als schmuckes Bändchen im Verlag von Ernst Guenther Freiburg herausgibt (11 Mk.). Hier ist wirklich alles echt und kernhaft, dabei von einem Humor, der sich zu konzentrieren versteht und nicht einen lächerlichen Einfall in die Breite wälzt. Der Titel des Bändchens *P o h D u n d e r* charakterisiert es aufs glücklichste; es eignet sich sehr gut zum Vorlesen, wenn einer den alemannischen Tonfall richtig kennt — Hebel eröffnet den Band *V a n e r n g e s c h i c h t e n*, den G. Wiffenharter kundig zusammengestellt hat (nur unterläßt ihm in der Anmerkung der Schreiber, daß er als Hebel's Sterbeort Mannheim, statt Schwetzingen angibt). Fritz Berger steuert eine schwarz-wälder Charakterstudie bei, die wie holzgeschnitten wirkt. Auerbach und andere Süddeutsche sind mit meisterlichen Stücken vertreten. (Verlag Strecker u. Schröder in Stuttgart, 12 Mk.). —

Ein poetisch reizendes Büchlein voll Bubenfreude und leiser Melancholie ist die schlichte, aber schön vorgetragene Erzählung von Ferd. Lamey: „Dankstrahl und Heilige Nacht“. Das Schicksal eines Knaben, dessen Lebensfaden sich an verschiedenen Stätten unserer Heimat abknüpft, wird von trüben Eindrücken zuhause u. in der Schule zermürbt u. nimmt einen elegischen Ausgang. (Verlag E. Guenther, Freiburg, 10 Mk.). Noch vor Weihnachten erschien von der Freiburger Dichterin Hero Max eine Legende vom Christkind und ein Märchen von einem Sternlein, beide von freundlichem Humor und unaufdringlicher Nuancierung, dabei hübsch und drollig illustriert (Verlag Schöneberg, Verlag Franz Schneider, 6 Mk.).

Hermann Meier, der in Heidelberg in verantwortungsbewußter und geschmackvoller Weise einen Verlag leitet, hat ein Bändchen eigener Essays veröffentlicht: „Die Freunde. Kennntnisreich, empfindend und nachspürsam zeichnet er das psychische Porträt einer Reihe von Gestalten der deutschen und der Weltliteratur, weniger getrieben vom Bedürfnis nach Kritik oder Analyse als aus dem Drang, sich zu gewissen Größen zu bekennen. — Eine bescheidene Gabe sind Bruno Soltschmits Krummentaler Geschichte mit Scherenschnitten der jung verstorbenen Verta Hindenlang (Vahr, R. Kuntel). Es sind Erlebnis- und Charakterstudien, die Pfarrer G. im Lauf seiner seelsorgerischen Tätigkeit gesammelt und in die Form der Volkserzählung gebracht hat.

Von den Heimatflugblättern sind zwei neue Hefte erschienen. Prof. Ernst Dohs zeichnet mit sicherer Hand die Gliederung unserer badischen Mundarten, charakterisiert die grundlegenden Merkmale und zieht bestimmte Grenzen. — Dr. Franz Schneider löst mit Geschick die dankbare Aufgabe, über Heidelberg, seine Natur und sein geschichtliches Leben zu schreiben. Was drängen sich alles für Vorstellungen aus Kultur und Natur bei dem Namen der schönen Neckarstadt, und es ist dankenswert, einen knappen, zuverlässigen und dabei mit Federzeichnungen illustrierten Führer zur Hand zu haben. (Karlsruhe, E. F. Müller). — In bewährter Sprache der Pfalz verfaßt der historische Roman „Brennendes Land“ der auf diesem Gebiet anerkannten Juliana von Stockhausen (Kempten, Kösel, 15 Mk.), von dem ich heute nur den Titel bringe.

Bilder von badischen Orten aus alter Zeit, d. h. nach Stichen von Merian, vereinigte das Bibliographische Institut Leipzig zu einem anheimelnden Heft, das leider gar keinen Text, nicht einmal die Angabe der Quelle bringt. Von Wertheim, Boxberg, Heidelberg bis Säckingen und Konstanz erhalten wir die altertümlichen Prospektive der Städte unseres Landes und obendrein als Zugabe Landstron im Sundgau und die phantastische Darstellung von Schloß Wildenstein an der Donau. — Ein hübsches Bändchen mit farbigen Ansichten malerischer Partien Freiburgs von Bruno Schley, von künstlerischer Haltung, wenn auch etwas subjektiv gesehen, verfaßt F. Lamey mit einer kurzen ästhetisch und historisch orientierenden Einleitung (Freiburg, E. Guenther, 18 Mk.). — Ueber Universität und Stadt Freiburg in ihren wechselseitigen Beziehungen verbreitet sich der Historiker O. Finkle (Freiburg, Volke, 6 Mk.). Die hohe Schule war zwar eine fürstliche Gründung, aber die Geldmittel lieferte zum großen Teil die Stadt; und als im vorigen Jahrhundert die Aufhebung der Universität mehrfach erörtert wurde, war es wiederum das städtische Gemeinwesen, das sich in erster Linie für die Erhaltung einsetzte. In den drei ersten Jahrhunderten waren 84 Rektoren gebürtige Freiburger. Kurzum es fehlte nie an ge-

genseitiger Förderung. — Im Braunschweiger Verlag hat Dr. Gust. Mayer die Geschichte der Süddeutschen Höfe von Ed. Vohse neu herausgegeben und mit knappem Text bis auf den neuesten Stand ergänzt. (2 Bände, je 80 Mk.). Vohse war Archivar und verwertete viele intime Quellen für sein umfangreiches Werk. Aber er spekulierte etwas stark auf die den meisten Menschen angeborene Klaischsucht, und nun gar wenn es sich um Fürstlichkeiten handelt. Hofgeschichte ist für ihn vorwiegend chronique scandaleuse. Es fehlt also nicht an Pikanterien, Liebesaffären und dergl. Im badischen Teil ist beispielsweise besonders ausführlich die weibliche Leibgarde des Markgrafen Karl Wilhelm, des Gründers von Karlsruhe, geratet, oder die dunkle Geschichte von Kaspar Hauser. Bayern ist ein eigener Band gewidmet, Baden und Württemberg bilden zusammen einen anderen. —

Der englische Leutnant und Kriegsdichter (er schrieb Ballads of Battle) Joseph Lee hat über seine Tage im Karlsruher Kriegsgefangenen-Lager ein Werk veröffentlicht und mit eigenen Zeichnungen illustriert: „A. Captive at Karlsruhe“ (London, John Lane, 80 Mk.). Bedeutende Ereignisse weiß er nicht zu erzählen, aber das Buch erfreut durch seine allgemeine Menschlichkeit und durch das Bild, das er von dem Einverleiben im Lager entwirft. Bei einer Fahrt auf den Friedhof sah der Verfasser auch etwas von der Stadt, und er bedauert das blasse Aussehen der magern Kinder. — Das Erinnerungsbuch des Freiherrn Dittmar von Mohl, fünftzig Jahre Reichsdiener 1869—1918 (Leipzig, P. List; 35 Mk.) führt in einzelnen Abschnitten in unsere Heimat. Der Vater war der bekannte Heidelberger Rechtslehrer von Mohl, die Schwester heiratete den berühmten Helmholz und Mohl selbst begann seine Laufbahn als Rechtspraktikant in Konstanz. — Das Lebensbild des klassischen Philologen Otto Crusius, der 1898—1903 eine Zierde der Ruperto-Carola war, zeichnet Karl Preisen danz mit einführender Liebe und künstlerischem Geschma. (Jahresbericht für Altertumswissenschaft, Nekrologe 1920). Der gelehrte Lehrer, Künstler und Mensch erstreckt in seiner reichen Vielfältigkeit vor uns. Persönliche Bekanntschaft und Einblick in Briefe ermöglichen diese Darstellung. 1903 folgte Crusius einem Ruf nach München, wohin ihn seine Liebe zur Kunst, besonders zur Musik noch stärker zog als die lockende akademische Tätigkeit. — Prof. Jos. Sauer-Freiburg veröffentlicht in Wasemuths Kunstheften eine Zusammenstellung der ältesten Christus-Bilder mit einleitendem Text (Verlag E. Wasemuth, Berlin, 450 Mk.). Die Frage, wie sah Jesus aus, beschäftigt aus begreiflichen Gründen viele Menschen. Ein beglaubigtes Bild gibt es nicht. Die überlieferten Darstellungen geben einen Ideal-Typus, an dessen Gestaltung Prophezeiung, Dogma, nationale und religiöse Empfindung zusammen gewirkt haben. (Vgl. etwa als Parallele weltlicher Art die Darstellungen des Kaisers Karl d. Gr.). Der härtige Mann mit dem milden Gesicht ist eine künstlerische Gestaltung späterer Zeit, an der immer wieder gemodelt wurde. Die ältesten Bilder, z. B. die in den Katakomben, zeigen den Heiland jugendlich, bartlos mit kurzem gerolltem Haar. Asketische Auffassung und das schöne Volksideal lagen im Streit mit einander, bis vom 4. Jahrhundert ab das härtige Gesicht häufiger wird. Die Zusammenstellung Sauer's, kenntnisreich wie sie ist, findet gewiß weitgehende Beachtung.

Der Volkskunstverlag R. Kuntel in Vahr hat eine Spiegweg-Mappe herausgegeben, zu welcher der Schreiber dieser Zeilen die Einleitung verfaßt hat, weshalb er es bei diesem kurzen Hinweis läßt.

Hermine Maier-Heuser / Die Wirtschaft „Zur alten Welt“.

„Komm herein und guck in die Koch, lerr kannst du sehen die Musß Adam und die Mamsell Eva, wie sie ihm die Apfel präsentiert, und er hat sie gefressen bis auf die Kuch.“

Unentwegt klang dieses Geleier aus dem Munde eines Franzosen. Es war Jahrmarkt in Alsbach. Ein Gewimmel und Gewirre drängte sich vor der Schaubude mit den Berggrößerungsgläsern. Die Dämmerung sank sanft über die Buden, und beim Schein der Erdöllampen ging das Gewoge erst recht los. „Diesel komm“: ein Stoßen und Drängen, und der Kaleb, eigentlich hieß er Karl Regle, bahnte sich einen Weg mit seinem Mädel ins Paradies des fremden Franzosen. Ein schöner großer Mann mit gravem Vollbart folgte ihnen. Er lächelte fein und besah die lusthungrigen Leuten alle. Es war der Altweltwirt. Gewandt bewegte er sich und grüßte nach allen Seiten, da er wollte sich schon wieder dem Ausgange zuwenden, sah er Anna Holznecht am Eingang stehen. Schier verwundert schaute er das Mädel an, das nur wenige Minuten vom Marktplatz wohnte. Das runde Gesichtlein mit der stolzen Nömer-nase und dem spöttischen Mund stand voll im Schein der Lampe. Borkliche, eigensinnige Bäckchen umkräuselten es wie

ein Heiligenschein im Halbmond. Der Mann beugte sich etwas nieder. Ein heißes Flimmern seiner Augen umfaßte das Gesicht, das ihm noch nie in so holdseliger Süße erschienen war. „Fräulein Anna“, sagte er fast übermütig, „kommen Sie, wir gehen ins Paradies“. — „Komm herein, komm herein“, gellte die Stimme des Franzosen, „fünftzig Penniche bloß“.

Anna wußte nicht, wie ihr geschah. Keiner der Dorfburschen hätte es gewagt sie einzuladen. Sie hatte eine eigene, herbe Art. Nun aber ging sie Hand in Hand mit dem Altweltwirt und schaute durch die Gläser, sah Böh' und Lamm im Graje liegen und zischende Schlangen und sah wieder nichts. Verstohlen sah sie nach dem stattlichen Mann und küßte seinen schönen Händedruck.

Sorglich ordnete sie am Sonntag darauf ihre blonden Bäckchen. Fest und artlich steckte sie den Haarknoten an ihrem Hinterkopf und ging zur Kirche. Neben ihrem Läschen war ein fliegender P'runnen. Seit ihrer frühesten Kindheit sang das Wasser in den drei Röhren, und oben stand der Brunnensheilige und hielt ein kleines, wonniges Knäblein im Arm. Anna ging vorbei durchs Judengäßchen und den Narrenpfiff über den

Marktplatz. Aller Drubel war aus. Sauber gefegt glänzten die Pflastersteine und drüben winkte das Schild der Wirtschaft zur „Alten Welt“. Eine hagere Frau stand mit einer Krücke auf der Treppe und — Annas Atem stockte —, Herr Gerwik, der Wirt ging auch den Weg ins Gotteshaus.

Abend glitt der Rosenkranz durch ihre Finger. „Heilige Maria, bitt für uns“, kispelte sie leise und wandte ihren Kopf weg von der Männerseite.

Mittags hatten sie Besuch. Ein Reisender, der immer in ihr Lädchen kam, hielt um Annas Hand an. Anna stand am Fenster und schaute karr hinaus. Ihre graublauen Augen waren fast glasig. Spöttlich lächelnd versicherte sie dem Mann und der alten Mutter, daß sie nichts von den Männern wissen wolle. Da ging gerade der Kaleb mit seiner Liebsten vorbei. Anna ging vom Fenster weg und wurde rot. Leise klang das Lied der drei Brunnenröhren herein.

Der alte Holzerbusch im Garten trieb schon Knospen, und die Amseln schlüpfen über den Gartenweg. Eifrig streichelten die Frühlingssonnenstrahlen Annas Nacken. Sie stach fleißig die Erde um und sang dabei das Lied vom armen Königskind.

Mein Krüblein trag ich in trauernder Hand,
Hab statt seidnem Kleide ein hären Gewand
Meine Locken sind naß, meine Füße sind müd,
Und mir kommt in den Sinn mein Wiegenlied:
Schlase Regina, schlaf ein.

Im Laden hatte sie ein altes Buch, das zum Käseeinwickeln diente, da stand das Lied, und sie sang es nach eigener Melodie. Sonst hatte sie nur immer die alten, schönen Dorflieder gesungen, alle traurigen Lieder hatte sie bespöttelt, und nun hatte ihr dies Liedchen angetan, und sie ärgerte sich noch darüber. Sie war überhaupt böse auf sich. Was ging sie denn eigentlich der Altweltwirtin nur an? Der hatte eine kranke Frau, und — Anna zertrat ärgerlich einen Regenwurm — und er war ihr doch auch egal, wenn nur ihr Herz nicht so klopfen wollte, wenn sie seiner anständig wurde. Sie tat ein paar energische Spatenstiche. Da hatte sie schon wieder das dumme Liedchen am Bändel und sie sang weiter:

Mein Krüblein ist aller Geschmeide bar,
Entfallen sind sie ihm Jahr um Jahr.
Des Saphires Güte voll himmlischem Blau,
Des Smaragdes Hoffen wie grünende Au:
Schlase Regina, schlaf ein.

Wo ist mein Rubin wie Blut so rot?
Mein heißes Lieben, sie schlugen es tot!
Was nützt eine Krone mich ohne Geschmeid?
Ich schenk' sie dem ärmsten Bettelweib heut!
Schlase Regina, schlaf ein.

Die Sonne war aus dem Garten entglitten. Hinter dem hügeligen Bande lagen noch helle Lichtstreifen. Anna warf ihren Samen in die krümelige Erde. Da ging die Ladenklingel. Die alte Galmin wollte Erdöl. Ihr zahnlöser Mund floß über vor Neugierden. Der Kaleb wollte die Diesel nimmer, und der alte Stefan müsse sitzen und — Anna gähnte — da ging die Klingel wieder und Ferdinand Gerwik, der Altweltwirt, stand im Laden. Anna blühte sich läh und suchte nach etwas, das ihr nie entfallen war, und die alte Galmin fing mit Herrn Gerwik zu tratschen an. Dieser lächelte sicher und frug wie beläufig nach der Kognatadresse. Er habe gehört, Frau Holzknecht führe sehr feinen Kognal, er wolle Teilhaber werden, meinte er und verbeugte sich weltmännisch. Die Galmin trottete aus dem Laden. Bart streichelte der Wirt die Wöckchen Annas. „Du mit deinem Heiligensein“ sagte er. Voll unendlicher Süße neigte sich Annas Gesicht. Sie wehrte sich und litt doch ihre Hand in der seinen, und es ward ihr so friedlich und so wohl.

*

Frau Christine, die Altweltwirtin, sah mit bösen Augen nach ihrem Mann. Sie hatte eine scharfe Stimme und noch schärfere Augen. Wenn sie auch nicht gut gehen konnte, trotzdem sie erst Vierzig war, ihr Blick und ihre Stimme beherrschten die Wirtschaft. Sie wählte auch ihren Mann zu beherrschen, und er wollte ihr diesen Wahn nicht zerstoren. Der Arzt hatte ihr kein hohes Alter prophezeit. Heute aber stieg es ihr auf. Gehässig folgten ihm ihre Blicke. Als keine Gäste mehr im Zimmer waren, bat sie ihn zu sich her an ihren Lehnstuhl. Hastig langte sie an seinen Rockfragen und zog ein langes, blondes Haar weg und hielt es gegen die Lampe. „Das ist nicht von mir“ zischte sie. „Nein,“ lachte er gutmütig, „weil der Teufel, wie das gerade hier sein muß. hm, — gelt, — schöne Farbe?“ Er hatte es ihr wieder genommen. „Sag mal, Christine“, begann er nun ruhig und ernst, „machst du dir denn gar kein Gewissen daraus, daß du nur meine Kommandierfrau bist? — Da rechte sich die bleiche Frau auf und schnappte nach Luft und schlug mit ihrem Stock um sich und wie und weinte. Schließlich trug er sie ins Bett. Es war nichts zu machen. Sie be-

stand darauf, die Wirtschaft hochgebracht zu haben, und — sie gab nicht nach und gab ihn nicht frei. Kinder hatten sie auch keine. — „Ach, Kinder“, stöhnte der Mann und zermühte sein Bett. Nach und nach wurde er ruhig. Frau Christine war ja krank, und jeder hatte sein Päcklein zu tragen, und — der Altweltwirt wollte seines auch tragen auf seine Art.

Der Sommer ging durch Gassen und Gäßlein. In Annas Garten blühte der Flieder. Der Brunnenheilige hatte einen großen Strauß davon bekommen. Süßer Duft füllte die Nacht und die drei Brunnenröhren sangen eine süße Weise.

Der alte Nachtwächter kam den Narrenpfiff herauf. Er verschmauste am Kreuzweg und mußte zum ersten Male lachen über den späßigen Namen des Gäßleins, das in der Tat nur einen Narrenpfiff lang war. Er tutete gewaltig und fing an zu singen. Die wohlige Sommerwärme machte ihn zum Schächer und seine holperige Stimme tönte durch die Nacht:

Zwei Weg' hat der Mensch vor sich,
Den Kreuzweg und den Narrenpfiff
Holiumb die zwei."

Eigentlich hatte er singen sollen: „Zwei Weg hat der Mensch vor sich, Herr den rechten führe mich“

Er belachte seinen Witz. Dann sah er einen dämmerigen Lichtschimmer in Anna Holzknechts Sinne. Was das Mädel nur immer hatte? Alleweil Licht — alleweil Licht. Brummelig holperte er weiter durch das Judengäßchen über den Markt an der „Alten Welt“ vorbei. „Do hocht s' Glück a nett“, brummelte er und ging heimwärts, um noch ein paar Mäuler voll Schlaf zu ergattern.

Einige Tage später kaufte er bei der Anna einen Schick. „Du“, meinte er, gelt s' Erdöl dut dich nix kostete?“ Zu was heisch denn alleweil Licht?“ Husch holte ihm Anna noch einen Schick und schaute ihn so gar lieblich an. Ach, und wie die lachen konnte, und zwei Grübchen hatte sie in den Backen — Gotts dunner! — Dann fing sie an weinerlich zu tun. Kopfweh habe sie, immer Kopfweh. Den ganzen Tag in dem bligen, rauchigen Laden, nie so recht ins Freie, und die Mutter könne auch nicht mehr so. Ach je, meinte er, und sog inbrünstig an seinem Schick.

Der Brunnenheilige hatte es gut in diesem Jahr. Täglich frische Blumen und als der Winter kam, Tannengrün. Nach Weihnächten wurde er vernachlässigt. Anna war fort, weit weg bei Verwandten im Schwabenlande. Sie hatte mal aus dem Laden fortmüssen, meinte ihre Mutter, sie war so blutarm, und das Geschäft war auch still eben.

Im Pfingsten kam sie wieder. Frisch und mit großen, weichen Augen. Alle Herbigkeit war um ihren Mund gemichen. Heiß quollen ihr die Tränen aus den Augen, als sie vor ihrem Brunnen stand. Dann fuhr sie mit weicher Armbewegung über die Augen und schmückte den Heiligen, der so sanft und milde auf das Knäblein schaute.

Am nächsten Jahrmarkt ging sie wieder ins Getriebe. Wieder schrie der Stockfranzose: „Komm herein und auch in die Poch.“ Anna sah und hörte nicht hin. Sie kaufte in der Dämmerung ein Schankelpford und ein Schiekgewehr, und Ferdinand Gerwik umfasste sie in heiser überströmender Liebe.

Im Halbdunkel gingen sie an der „Alten Welt“ vorbei. Sein Bart umwehte ihr Gesicht: „Dort ist deine Helma, Anna, dort — wenn, wenn —“. Sie hielt ihm erschrocken und seltsam den Mund zu.

Fünf seltsame Jahre gingen ins Land. Selig-unselige Jahre. Der Altweltwirt hatte seinen jauchzenden Bub auf den Armen gehalten. Weit fort in der Fremde. Schwer bedrückte das den Mann. Frau Christine, die fast gesünder geworden war, tat einen martergeschütternden Schrei, als ihm das Geständnis seines stillen Glücks hart und schwer über die Rippen kam, aber sie gab nicht nach, nicht so und nicht so. Wie ein Schicksalsweib rechte sie sich an ihrer Krücke auf. Da stellte sich beim Wirt eine Krankheit ein. Raabast sprach er mit Anna. Raabast drückte er ihr einen Anhänger in die Hand. Eine runde Kapsel aus blauer Emaille mit Goldbeschlag und echten Perlen. Innen war kein Bild. Dann fing er von einem Testament an für den Bub und für Anna. Ihre Augen wurden groß und schwarz. Wimmernd wälzte sie sich am Boden, wimmernd wehrte sie ab. Eine Herzschwäche zwang ihn zum Heimweg, und am andern Morgen war er gestorben.

Ganz hinten beim Leichenzug ging die Anna. Bolzen gerade mit hiteren Augen. Nach der Beerdigung ging sie an das Grab ihres Vaters und ihrer inzwischen verstorbenen Mutter. Dort traf sie Frau Christine. Diese streckte ihr die Hand hin, ein weiches Wort, vielleicht das erste weiche Wort in ihrem Leben, auf den Lippen. Anna Holzknecht aber schlug wie eine Wahnsinnige nach ihrer Hand, brüllte wie ein totwundenes Tier und fiel um.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie daheim in ihrem Bett. Die alte Galmin lief im Zimmer herum und kochte Kaffee. Er-

schrocken schaute Anna um sich, da lag ihr blauer Anhängler, dort stand ein Bild mit einem lachenden Bäckchen, das zwei Grübchen in den Wädingen hatte, und draußen sang der Brunnen. Anna stöhnte: „Mein Kopf, mein Kopf“. Dann begehrte sie Kognak. Langsam genas sie, und leuteschen blieb sie fast immer in ihrem Laden. An Weihnachten verreisete sie stets einige Wochen.

Da begab sich eine Neugierigkeit in Alsbach. Frau Christine Gerwik verkaufte die „Alte Welt“. Sie zog in den dritten Stock und behielt die Doppelthoren aufs Haus in der Hand.

Anton Zupack, der neue Wirt, machte viel Gerede. Er verlegte sich auf Schnäpse, die er frühmorgens den Arbeitern verkaufte. Jeder fing an, „einen kurzen“ beim Anton zu trinken, ehe er in die Fabrik ging. Anton selbst liebte die „kurzen“ auch. Das schöne Wirtsgeld kam weg. Auf dem neuen aber stand prächtig und groß: „Wirtschaft zur Neuen Welt“. Fußballer und andere Vereine aus der Stadt füllten abends die sonst stille Wirtschaft mit den heimeligen Stammgästen. Es war ein Getriebe und Geschiebe. Anton stand in allem mit einer erborgten Herrengeste, die er seinem früheren Herrn, einem Baron abgekauft hatte. Niemand wußte so recht, ob er vorwärts kam. Man wußte nur, daß etwas fehlte, und die Alsbacher hatten es auch bald heraus, es fehlte eine Frau. Das sah nun Anton selber ein und fing an, herumzuhorchen. Kein Mensch achtete, daß ihn ein Verhängnis in Anna Holznechts Laden brachte. Sie war wohl zehn Jahre älter als er, und — „sie war ja auch nicht mehr so ganz recht im Strumpf“, wollte man wissen. Sie trank Kognak, und man munkelte so allerhand. Aber gerade dieses Munkeln schien Wasser auf Anton's Mühle zu sein. Schön war Anna immer noch. Er ließ nicht nach. Eine dunkle Stimme raunte in ihm von großen Reichtümern dieser schönen Anna, die sie, gerne, ein Auge zudrücken müßten, in den Schlund seiner Schulden werfen werde.

Er fing seine Sache sehr geschickt an, stibete von der Heimat, die Anna in der „Neuen Welt“ haben sollte, von dem lieben Bub, auf den er sich freute, und schließlich verkaufte Anna ihr altes väterliches Anwesen und zog als Wirtin in die „Neue Welt“ ein. Als erste Enttäuschung kam dann die Weigerung Anton's, den Bub ins Haus zu nehmen. Ruchst wollte er Gewähr, Anton machte die Geste des Geldzählens. „Der reiche Gerwik muß ja Unsummen an dich gehangen haben“, höhnte er, „rück mal raus. Wegen was denkst denn, daß ich dich genommen hab?“ Anna zerbiß die Lippen und weinte. Sie versuchte, ihre Pflicht zu tun. Mit schmierigen, gierigen Bettlerhänden hatte dieser Mensch nach ihr gelangt. Sie war in seine Säcklinge gegangen, in ihre Heimat hatte sie gemeint, in die „Alte Welt“. Nun sah sie wie ein von einem klobigen Zerkloppen geraubtes Mädchen in der „Neuen Welt“. Sie, die die zarten, zagen Hände Ferdinand Gerwik's gewohnt war. Und oben wohnte die zähe, alte Frau, die nun fast sechzig war und dann und wann herrlich mit ihrem Krüdenstock im Hof herumhantelte. Bei Dunkelheit getraute sich Anna nicht mehr allein auf den Gang. Da und dort im Halbdunkel sah sie Ferdinand stehen mit weicher Gebärde. Schnell trank sie einen Koanak, ging zu Bett und weinte. Morgens hatte sie wüßtes Kopfschmerz. Anton Zupack fing an, seinen Verehrerfall herumzuschreiben. So ging es abwärts mit dem Geschäft. Anton spielte, trank und schlug seine Frau, die ihm längst entlaufen wäre, wenn sie ihr Köbde, ihre Heimat, noch geholt hätte. Aber alles war unter Anton's Händen dahinschwunden.

Nach ihren Bub konnte sie nicht mehr besuchen. Sie brachte keine Energie mehr auf. Ihre Auaen waren geschwollen, ihr Gesicht gedunnen, und als sie eines Morgens einen trocknen Brief, von trocknen Knochenhänden geschrieben, bekam, fühlte sie an, ganz verdrehte Antworten zu geben. Ihr Bub schrieb, daß die Pfleaceeltern gestorben seien, und daß er zur Marine aese, und daß — daß er nichts mehr von ihr wissen wolle, weil sie diesen, diesen Kerl, genommen habe. Fremde Leute hätten ihm alles gesagt. — Basta.

Anna las und las. Da kam Anton und wollte ihr den blauen Anhängler mit den Perlen vom Hals nehmen. Er wollte damit gewinnen im Spiel. Wie ein wildes Tier wehrte sich die Frau. Häßliche, bittere Worte fielen. Anton nahm den Anhängler, tupfte sich eine Krabwunde ab und ging in die Wirtschaft. Gröhrende Stimmen sangen:

„Warum weinst du, holde Gärtnersfrau,
weinst du wohl um die Weischen dunkelblau,
oder um die Rosen, die du brichst?
Ach nein, ach nein, um diese Wein ich nicht.
Ach welch nur um den Geliebten mein,
der gezogen in die Welt hinein;
dem ich ewige Treu geschworen hab,
die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.“

Salb ihr griff Anna um der Nase und trau. Wie ein Kreisel drehte sich ihr alles im Kopfe. Wie hieß doch das Lied

vom armen Königskind? Ach, sie hatte es vergessen. „Wo ist mein Rubin, wie Blut so rot? Mein heißes Lieben, sie schlugen es tot! — — — Was nützt eine Krone mir ohne Weichheit? — Bettelweib — Bettelweib“ — lachte sie, dann ging sie allein in den dunkeln Gang — doch — was war das? Dort stand Ferdinand, groß, rüstig und schön. Sein grauer Bart wehte hin und her. Er lockte mit dem Finger. Nun ging er den Gang entlang, die Staffel hinunter. Annas Augen wurden weit. Ferdinand, jauchzte sie, komm, wir gehen ins Paradies — Ferdinand — Fer — — ach, es war so kalt draußen und so dunkel, und die Staffel so steil — — —

Als die Gäste heimgingen, stießen sie auf etwas Weiches. Man holte Laternen, da lag die Anna Holznecht und lächelte im Tode. Ihre Wädingen standen immer noch zierlich ums Gesicht wie ein Heiligenschein. Anton Zupack war verschwunden. Sein Anwesen stand im Konkurs.

Frau Christine Gerwik ging aus und ein. Sie bereitete Anna die letzte Stätte, schrieb an den Sohn und übernahm mit sicheren Händen die Gantmasse. Sechs Wochen später kam ein stattlicher Matrose ins Wirtszimmer. Die alte Frau fuhr zusammen. Das war die Gestalt ihres Mannes. Groß, stattlich, stäher. — Da wandte er ihr sein Gesicht zu. „Holzknecht ist mein Name,“ sagte er sich verbeugend. Verlegene Röte stand ihm im Gesicht, im Gesicht der Anna. Derselbe hochmütig, spöttische Mund, die schöne Nase, die grauen Augen, nur alles derber. Die tiefe Stimme aber, die war fast dieselbe, die einst Glück geheißt hatte von Frau Christine.

Mühsam stand die alte Frau auf und führte den Matrosen in die kleine Stube. Dort fing er an zu rauchen. Frau Christine nahm seine Hand. Weich und zitternd klang ihre Stimme. Noch nie in ihrem Leben hatte sich diese Frau so gebeugt, sie sprach von ihm, von seinem Vater, und wie sie ihn nicht habe hergeben können, und wie sie auf ihre Tüchtigkeit pochend alles, alles verloren habe. Das aute Geschäft, die glänzende Organisation, die sauberen Wirtschaftsbücher, das waren ihre Basallen gewesen, und sie hatte doch verloren. Zu spät hatte sie erkühlt, daß der Mann seine Heimat ganz wo anders sucht und suchen muß. Erschüttert stöhnte die alte Frau auf. Nun waren sie alle tot. Der Vater und — die — arme — arme Anna. Schwer hatte die Frau das heraus gestochen. Schönend erzählte sie alles. Anton's Rohheit, Annas Elend. Hart und fest nahm sie die Hände des Matrosen. Lassen Sie mich gut machen, laß mich — laß mich — bleib hier — sei mein Sohn — mein Erbe.

Wäre der junge Holzknecht über die Zwanzig gewesen, er hätte ein Erbarmen fühlen müssen mit der Frau, er hätte bleiben müssen. So aber sah er da, die zehnte Zigarette im Mund, jung, unbekümmert und doch im tiefsten Verlust. Sein Mund zog sich stolz abwärts, seine breite Brust dehnte sich. — Was ging ihn diese alte Frau an, die nun nicht wußte, wohin sie ihren errastten Mammon tun sollte. Er war ja so jung, und er war doch der Sohn der Anna Holznecht. Einmal dachte Rauchwolken zerblasend sagte er: „Ich gehe auf den Friedhof“. Hastig durchsuchte er die Gräberreihen. Nichts, da stand Ferdinand Gerwik, Altemelwiri“. Der junge Mann knirschte mit den Zähnen. Einmal Reiben rechts war Annas Grab. „Anna Zupack, geborene Holznecht“, las er. Fest falteten sich seine Hände, seine Lippen murmelten. War es Segen oder Fluch? — Langsam, langsam aua er weiter. Ein rasender Sturm bog seine Brust. Er durchschritt das Nebengäßchen, den Narrenpfiff, den Kreuzweg. Hier war das Köbden seiner Mutter. „Holzknecht Nach“ stand am Schildchen. Seine Heimat, um die er belogen u. betrogen war — Warum war er denn überhaupt hier und auf der Welt? — Aus den drei Nöhren sprang das Wasser und sang und sang. Mild lächelte der Brunnenheiligtum auf das Knäblein in seinem Arm. Der Matrose atmete auf. Rubinien Schritte ging er aus Grab seiner Eltern zurück und sagte ein Vaterunser. — Wie wunderbar war doch das Leben, seine Ewigkeits-hand hätte den jungen Menschen gestreift.

Fast heiter ging er in die Wirtschaft zurück und ah zumitag. Liebenswürdig lächelnd mit Grübchen in den Wangen, verbeugte sich vor Frau Christine. Nein, er wolle nicht hier bleiben. Er sah nicht, wie die alte Frau innerlich zusammenbrach, als sie ihre spät quellende Güte unbelohnt sah. Sie knäuelte ihre Schürze zusammen und sah zur Seite. Jedes Wort war vergebens, sie spürte es. Mit der Unbekümmertheit der Jugend zündete er seine zwölfte Zigarette an, versprach zu schreiben und machte sich auf den Weg zur nächsten Stadt. An der Ecke des alten Marktes blieb er nochmal stehen. Er sah nach dem Narrenpfiff, nach dem Brunnen und nach der Wirtschaft. Dort stand ein Anstreicher und änderte das Schild um.

Der Matrose rauchte Ringe und las die neue Inschrift halblaut: „Wirtschaft zur Alten Welt“. Er lachte trocken. Die alte Frau hinter dem Vorhang sah er nicht mehr. „Wirtschaft zur Alten Welt“, lachte er nochmal, dann schritt er rüstig der Stadt zu.